

Das Vermächtnis des Freundes.

Roman von Anna Brentano-Bauck.

Fortsetzung. [11]

Wie aus seinen Gedanken erwacht, hob plötzlich Graf Czesko wieder den Kopf und seine Stimme klang ruhig und fest, als er fragte:

„Nur eins sagen Sie mir, Herr Baron, ist Ihre Liebe zu Cäcilia auch wirklich so tief, als Sie meinen, tief genug, ein Leben lang anzuhalten — und ein junges, unerfahrenes Wesen allzeit in Lieb und Treu vor allem Ungemach zu schirmen?“

„So war mir Gott helfe!“

„So stark, Galotti, daß Sie um Ihretwillen ein andrer werden könnten? Unter uns gesagt, ich traue Ihnen nicht viel Talent zu einem soliden Ehemann zu! Außerdem ist Cäcilia mittellos, es würde da vielleicht mancherlei Einschränkungen im Haushalt geben, die Ihnen nicht lieb wären — dazu Ihre alten Verpflichtungen — Sie müßten dann schon sehr eingezogen leben und trotzdem wird es noch manche schwere Stunde für Sie durchzuringen geben, wenn Sie allen Ansprüchen gerecht werden wollen!“

Bela Galotti seufzte. Dies Zukunftsbild war nicht recht nach seinem Geschmack. Daß auch alles so an dem elenden Mammon hing! Er hatte niemals darüber nachgedacht, ob Cäcilia vermögend sei, oder nicht. Eigentlich hatte er dies aber für selbstverständlich gehalten, da er sie in einem so reichen und vornehmen Hause kennen gelernt, wie es dasjenige des Grafen Berkany war. Der Beweis des Gegenteils enttäuschte ihn, aber er vermochte seine Liebe zu ihr nicht zu töten.

„Ich werde Tag und Nacht arbeiten —“ versetzte er mit Wärme, „um ihr ein sorgenloses, glückliches Dasein zu bieten. Niemals werde ich müde werden, ihr jeden Schatten, jede Betrübnis abzuwenden und so viel an mir liegt, wird gewiß ihr Leben ein heiteres und zufriedenes sein!“ Er sprach mit Ueberzeugung, seine Stimme klang warm und seine Augen blickten beredt.

Kaiser Friedrichs Schloß in Berlin.

„Ich glaube es Ihnen!“ sagte Czesko finster mit abgewendetem Gesicht.

„Und nun — bester Graf, darf ich Ihnen Ihr Wort abverlangen, daß Sie, so lange ich fern bin, mir behüten wollen, was Sie selbst glauben, das ich gewann?“

„Das will ich thun!“

Czeskos Antwort klang ruhig und leidenschaftslos; weder widerwillig noch besonders freundschaftlich; sie war einfach die Zusage eines Mannes, der eine Pflicht übernimmt. Zugleich aber lag ein Zug der Treue in ihr, welcher das Wort, das sie gab, auch zu halten entschlossen war.

Dies hörte Galotti heraus und mit Dankbarkeit in den Augen reichte er in ungewöhnlicher Erregung dem Grafen die Hand.

„Tausend Dank!“ rief er bewegt aus: „Sie erleichtern meine Seele, denn ich weiß, daß man auf Ihre Ehre getrost zu bauen vermag. Binnen kurzem werde ich wieder zurück sein und mir Cäcilia aus Ihren Händen erbitten!“

So schieden die beiden Männer, als gute Freunde voneinander, und als Baron Bela Galotti vor der Rampe des Schlosses den bereits harrenden Wagen bestieg, ahnte er nicht, in welcher wilden Verzweiflung der finstere Schloßherr ihm mit erloschenen Augen nachstarrte.

„O Cäcilia!“ flüsterte Bela mit einem glücklichen Lächeln vor sich hin, als er so in das Dunkel der Nacht hinausfuhr — — auch Graf Berkany sprach zu der gleichen Zeit denselben Namen aus, nur daß er anders von seinen Lippen klang — — — mehr wie der Aufschrei eines zu Tode verwundeten Herzens. — — — — — — —

Czesko hatte eine Pflicht übernommen, und was er einmal gelobt, das hielt er getreu. Er wollte dem Manne, welcher ihm sein volles Vertrauen geschenkt, auch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Langes,

fieberisches Sinnen in schlaflos durchwachter Nacht hatte ihn am folgenden Tage zu pflichtgemäßer Ausführung seiner Aufgabe gestählt.

Er saß am Vormittag des nächsten Tages in seinem Arbeitszimmer am Fenster, welches offen stand und den Ausblick auf den Park hatte.

Er saß allein und schrieb alles nieder, was Baron Galotti ihm aufgetragen, um es Cäcilia mitzuteilen. Es war ein ruhiger Brief, welcher dem Abwesenden keinerlei Unrecht that, der ihr keine von dessen heißen Liebesbeteuerungen vorenthielt und der es endlich in väterlichen Worten ihr selbst überließ, wenn sie wolle, in der Liebe des magyarischen Landedelmannes glücklich zu werden. Seine Handschrift war fest und deutlich, sein Stil kurz und klar und keine äußere Spur verriet, wie schwer ihm die Abfassung dieser Zeilen geworden. Und doch war er so bleich wie der Tod und sein Kopf sank sekundenlang schwer auf den Schreibtisch hinab, als er den letzten Federzug gethan.

„O Gott," stöhnte er gequält auf, „ist das der Sünde Schuld, daß ich sie an einen fortgeben muß, der um mich war, als ich ihn erschoß?"

Ingrimmig schleuderte er den Brief von sich und trat, um frische Luft zu schöpfen, an das offene Fenster.

Plötzlich sah er draußen im Garten — einige Schritte von seinem Fenster entfernt — Cäcilia stehen. Sie fütterte die Pfauen und schien seltsam bedrückt. Vielleicht, dachte er, hat sie schon von Galottis Abreise gehört, obgleich dieselbe zu der frühen Stunde im Schloß wohl noch wenig bekannt war.

Als sie sich umwendete und ihn erblickte, kam sie auf ihn zugeeilt, doch die ihn verwirrende Röte, welche er am Tage zuvor bei seinen Begegnungen mit ihr an ihr gewahrt, stieg ihr wieder ins Antlitz und ihre Schritte wurden langsamer, je mehr sie sich ihm näherte. Sie hob auch wieder in kindlicher Weise ihr Köpfchen, um seinen väterlichen Gruß zu empfangen, doch die neue Liebe hatte sie ihm schon entfremdet, meinte er bei sich.

„Hast Du mir gar nichts zu sagen, Cäcilia?" fragte er freundlich.

„Was soll ich Dir zu sagen haben, Onkel Czesko?" antwortete sie halb voll Erstaunen, halb voll Scheu.

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Wohlan, ich will Dir Dein Geheimnis nicht abzwingen, mein Kind. Aber komm, wenn Du Zeit hast, bitte, auf einige Minuten in mein Zimmer. Ich habe Dir etwas zu übergeben."

Das Zimmer lag zu ebner Erde — so brauchte er nur die Glasthüren zu öffnen, um sie einzulassen.

Wie ein Sonnenstrahl schlüpfte sie in das hohe, mit urväterlicher Pracht ausgestattete Gemach.

„Da liegt ein Brief für Dich, Cäcilia," sagte nun der Graf zu ihr. „Lies ihn — überlege Dir den Inhalt und bringe mir die Antwort — es hat keine Eile — morgen zu derselben Stunde hierher. Und welchen Bescheid Du mir auch darauf erteilst, wisse, daß ich Deinem Glück und Deinen Wünschen nie im Wege stehen werde."

Cäcilia sah ihren Vormund über das Geheimnisvolle seiner Rede groß und verwundert an und blickte ihm noch lange träumerisch nach, als er in Gedanken versunken in den Garten hinaustrat.

„Wie lieb und gut er ist," flüsterte sie leise; „welch' kaltes Herz muß jenes spanische Mädchen besessen haben, das ihn vor langen Jahren grausam verriet —"

Diesem Gedanken nachhängend, hob sie langsam, fast widerwillig den Brief auf, welchen Czesko sie aufgefordert hatte zu lesen, doch sobald sie seine Handschrift erkannte, wurde ihre Aufmerksamkeit geweckt und sie erbrach hastig den Umschlag. Bei der Lesung jedoch erbleichten ihre Wangen und ein Blick schmerzlicher Verwunderung trat in ihre Augen.

Stumm saß sie da und blickte nieder auf die klare Schrift und die leidenschaftslosen Worte; die Liebe, von der sie sprachen, setzte sie nur in Erstaunen, während das Baron Galotti gezollte Lob sie bitterlich kränkte.

„Was preist er mir so sehr seinen Freund an?" fragte sie sich. „Bin ich ihm lästig? Will er sich von mir befreien?"

Sie schaute so schwermütig drein, daß Gusti Ferenz, welcher sie vom Garten aus erblickte, zu ihr in das Zimmer trat und sie besorgt fragte:

„Fehlt Dir etwas, Cily? Ist Dir etwas Schmerzliches begegnet?"

„Nein, Gusti — wenigstens weiß ich es nicht," entgegnete sie langsam, indem sie sich müde das Haar von den Schläfen strich.

„Und doch ist Dir etwas geschehen! Du bist so anders als vorhin — war es vielleicht mein Onkel, der Dich gekränkt hat?"

Sie warf ihm einen entrüsteten Blick zu.

„Pfui, schäme Dich, Gusti!" rief sie aus. „Seit wann wäre Onkel Czesko nicht die Güte und Freundlichkeit selbst gegen mich?"

Der Jüngling biß sich fast die Lippen blutig. Mit dem scharfen Blick der Liebe war er auf keinen der glänzenden Kavaliere, die sie umschmeichelten, so eifersüchtig wie auf ihre Anhänglichkeit an den Mann, welcher, fast dreifach so alt wie sie, Vaterstelle an ihr vertrat.

„Wir wollen etwas ins Freie gehen," meinte Cäcilia, von dem Schweigen Gustis bedrückt und eilte ihm voran durch die offene Thür in den Garten hinaus.

Sie schritten, wie sie es von Barken gewohnt waren, Seite an Seite, wie Bruder und Schwester durch die lauschigen Laubengänge hin — er das Herz von Zweifeln zerrissen und sie in der Seele betrübt über den Brief, in welchem ihr Vormund sie aufzufordern schien, sich in Zukunft in die Pflege und Obhut eines andern zu begeben. Und beide waren stumm.

So gelangten sie auf ihrem Wege durch den sonnigen, herbstlichen Park bis an die kleine graue, mittelalterliche Kapelle von Gollnov, an welche sich das Erbbegräbnis der gräflichen Familie und der Dorffriedhof anschloß.

„Wie schön und feierlich still es hier ist," sagte Cäcilia, als sie den Friedhof betrat; „selbst die Vögel scheinen leiser zu singen, als wollten sie diejenigen, die hier schlummern, nicht stören."

Sie lächelte wehmütig, dabei suchten ihre Hände unwillkürlich den nächsten Grabstein von dem überwuchernden Rasen und Epheu freizulegen, um die Inschrift zu lesen.

Plötzlich stieß sie einen leisen Ruf des Schreckens aus.

„O, Gusti, sieh her," rief sie erbleichend, „da steht mein Name!"

Gusti Ferenz beugte sich erregter zu ihr nieder, als es die kleine Zufälligkeit zu rechtfertigen schien; es schmerzte ihn, den Namen, den er liebte, auf ein Grab geschrieben zu sehen.

„Wirklich Dein Name!" sagte er betroffen. „Wem mag er angehört haben? Steht kein Datum darauf?" Er suchte den Stein weiter frei zu legen, es befand sich jedoch kein erklärendes Wort dafür, wer unter diesem Hügel schlummerte, von welchem man den beiden jungen Menschenkindern wohlweislich nie gesprochen hatte, obgleich sich dicht daneben das stolze Erbbegräbnis befand, in welchem das Geschlecht Verkany seit Jahrhunderten ruhte.

Czesko war am Nachmittag in geschäftlichen Angelegenheiten nach Pest gefahren und kehrte ziemlich spät heim.

Seiner Gewohnheit gemäß richtete er an Cäcilia, als er sie sah, einige freundliche Worte; des ihr bezüglich Bela Galottis übergebenen Schreibens gedachte er jedoch nicht.

„Es war heiß heut," meinte er. „Was hast Du am Nachmittag angefangen, mein Liebling?"

Es fiel ihm neuerdings auf, wie sie ihre Augen vor ihm niederschlug, als könne sie ihn nicht ansehen.

„Ich war mit Gusti im Park," erzählte sie. „Wir gingen bis zu der alten Kapelle hinüber — und denke Dir nur, Onkel Czesko," fuhr sie lebhafter fort, „auf dem Friedhof fanden wir ein Grab, dessen Gedenkstein meinen Namen trägt: Cäcilia stand darauf und weiter nichts. Weißt Du, Onkel, wer in jenem Grabe ruht?"

Graf Verkany lächelte; und selbst seine Mutter, welche die Geschichte jenes Grabes kannte, so gut wie er, sah keine Muskel in seinem bleichen Antlitz zucken.

„Dein Name ist nicht so selten, wie Du denkst, mein Kind," entgegnete er mit ein wenig bedeckter Stimme; „in allen christlichen Ländern kommt er hin und wieder vor und in Frankreich ist er sogar recht häufig. Es kann wohl sein, daß irgend eine Ausländerin dort begraben liegt, welche sich in fremden Landen als Erzieherin oder dergleichen ihr Brot erwerben mußte. Vielleicht aber war es doch eine Ungarin — genau kann ich Dir das nicht sagen, Cily."

Das junge Mädchen lächelte, befriedigt von dieser Aufklärung, während Gusti Ferenz, den seines Oheims Worte weniger überzeugten, den unbestimmten Argwohn nicht bannen konnte, daß das namenlose Grab im Schatten der alten Totenkapelle irgendwie mit dem Bande zusammenhing, das Czesko und Cäcilia umschlang. — — — — — — — —

Der Winter war vergangen. Das stolze Schloß von Gollnov hatte in der kalten Jahreszeit verwaist dagestanden, denn die gräfliche Familie war nach Wien übergesiedelt, wo Cäcilia von der Gräfin Theresia in der Gesellschaft vorgestellt wurde.

Die liebliche, bescheidene Schönheit des jungen Mädchens hatte allgemeines Entzücken erregt und in der Wiener Hofburg wurde sie von noch glänzenderen Kavalieren umschwärmt und bewundert, als in dem Schlosse ihres Oheims.

Trotzdem blieb das alles ohne Einfluß auf sie und so viele einflußreiche Männer auch noch um ihre Hand warben, sie wies sie alle beharrlich zurück.

„Sie ist noch so jung —" pflegte dann Czesko zu sagen: „Sie hat Zeit genug zur Wahl —".

Gräfin Theresia aber beschlich es immer wieder wie eine bange, schreckliche Ahnung. — — — — — — — — — — — — — — —

Die ersten Frühlingsstürme zogen ins Land.

Gräfin Theresia sehnte sich nach der ländlichen Stille ihres Ruhesitzes Barken zurück; Cäcilia wünschte sehnlichst das alte, stolze Schloß in Gollnov wiederzusehen und Czesko, der stets in ihren Händen Wachs war, beschleunigte seine Angelegenheiten, nur um sich nicht von ihr zu trennen und mit ihr zugleich die Rückreise nach Ungarn antreten zu können.

Das alte Schloß füllte sich wiederum mit Gästen, die zwar Zerstreuung, aber auch Lärm und Unruhe genug mit sich brachten und Gräfin Theresia hatte, abgespannt wie sie noch von den Wiener Festlichkeiten war, alle Hände voll zu thun, ihren Repräsentationspflichten zu genügen.

Während indes die stolzen Mauern des Schlosses derer von Berkany von dem Festtrubel widerhallten, kamen von allen Seiten des Landes Hiobsposten. Die Donau war allenthalben übergetreten, sanfte Gebirgsbäche schwollen zu reißenden Strömen an und überschwemmten unter dem Brausen des Frühlingssturmes Städte und Dörfer. In den Gebirgsthälern des südlichen Ungarn gestaltete sich die Lage zu einer wahrhaft verzweifelten, mitten in der Nacht wurden die erschrockenen Bewohner oft von der unheimlichen Hochflut überrascht, so daß sie meist ihre ganze Habe einbüßten und kaum das nackte Leben retteten. Da gab es der Dörfer viele, wo man nur die Strohdächer der Hütten und die Baumspitzen hervorragen sah, und wo vor wenig Stunden noch frohes Treiben und emsige Arbeit herrschte, lag nun die Stille des Todes über der weiten, dunkeln, unheimlich glitzernden Wasserfläche. — — — — —

Und der Feind kam näher und näher — langsam und heimtückisch — wie ein blutgieriger Würger der Wüste, der seiner Beute sicher — — schon hatte er das stille friedliche Barken mit seinen grünen, anspruchslosen Auen erreicht — nun drohte er die Gollnover Forsten zu überschwemmen. — — — — — — —

— — Hochflut! — — Die Sturmglocke läutete in Lensdorf, schaurig hallten ihre klagenden Töne durch die dunkle, stille Nacht. — —

Still? Ja still, bis auf das unheimliche Gurgeln und Plätschern des Wassers, als seien tausend Hexenmeister thätig, das grausame Werk der Zerstörung zu vollenden.

Leise singend strich der Nachtwind über die weiten, glänzenden Flächen. — Hier und da ragten entwurzelte Baumstämme und Felsstücke gespenstisch aus dem Wasser hervor, da und dort wurde auch ein Leichnam mit aufgeblähten Kleidern von der Flut weiter getrieben und ab und zu mischte sich das Aechzen und Wimmern der Verwundeten in das dumpfe Klagen der Glocken. —

Die schattenhafte Gestalt des Todes schien über der weiten, dunkeln Tiefe gespensterhaft zu schweben — seine Hand war Gnade für die sich unter ihren Schmerzen Windenden, seine kalten Lippen erlöschten in eisigem Kuß den letzten Seufzer — wo aber weilte der Engel der Barmherzigkeit? — — — —



Nach schwerer Arbeit.

Der Toni ist sein Leben lang unzufrieden damit gewesen, daß der Tag gar so viele Stunden hat. Wenn er da ganz allein hoch oben im Walde mit Säge und Axt hantierte, fand er immer, daß die Sonne verzweifelt langsam durch den Tag laufe, aber er glaubte bisher, daß das nun einmal nicht anders werden könne und daß er deshalb, wohl oder übel, so lange schaffen müsse, wie sie am Himmel stehe. Da hat ihn nun aber kürzlich der „Bote für das Gebirge", das Blättchen, das neuerdings drunten in der Stadt erscheint, eines Besseren belehrt. Der Bote tritt ganz stramm für den „Normalarbeitstag" ein, und was er sagte, hat dem Toni über die Maßen gefallen. Der Mensch hat ein Recht darauf, sich auch ausruhen zu dürfen. Und so nimmt denn der Toni die Einführung des Normalarbeitstages wie, er ihn versteht, vorweg und führt auch einmal ein „menschenwürdiges Dasein". Was nur der Förster dazu sagen wird?

Es war nahe an Mitternacht. Das Feuer in den Kaminen verbreitete eine ganz angenehme Wärme und die Kronleuchter brannten hell in dem großen Marmorsaal von Gollnov, in welchem man hier Schach und Karten spielte, dort einfach plauderte, liebelte und kokettierte. Es war hier ganz prächtig und wohnlich; draußen aber heulte der Nachtsturm, und schaurig mahnten die Glocken an das Nahen der Hochflut.

„Böse Nacht draußen" — meinte Herr von Delnitzky mit unterdrücktem Gähnen, als ein fahles Wetterleuchten mit seinem schwefelgelben Schein die im Saal anwesenden Personen erschreckte.

„Diese Hochflut wird wieder viel Unglück hervorrufen —" meinte der österreichische Major Wedekind, welcher mit dem Grafen Berkany beim Schachspiel saß: „Das wird manch ein Menschenleben kosten!"

„O bitte, sagen Sie das nicht, es ist gar zu schrecklich!" rief Frau von Delnitzky entsetzt aus und fuhr sich mit ihrem Thränentüchlein an die Augen. Die gute Dame war als sehr weichherzig bekannt.

Czesko spielte ruhig seine Partie mit dem Major weiter.

„Aber, meine Gnädigste —" meinte er kaltblütig: „Es ist kein Grund zu erschrecken. Wir Menschen müssen alle sterben, und auf das „Wie" kommt es am Ende nicht gar so viel an. Passen Sie auf, Wedekind, ich habe den nächsten Zug!"

So hart Czeskos Worte klangen, so entsprachen sie doch seiner innersten, durch das politische Leben gewonnenen Ueberzeugung.

Das Wimmern und Wehklagen der Verwundeten, mischte sich draußen in das Heulen des Sturmes, das Summen der Glocken und stahl sich in die lichterfüllten Säle des Schlosses, legte sich wie Eis in lähmendem Entsetzen auf die frohen Herzen der lebenslustigen Gäste und mahnte die Vergänglichkeit alles Irdischen. — — — — — —

Gerade in dem Augenblick, da die Luft erfüllt war von dem Jammergeschrei der Unglücklichen, die sich hilflos den tobenden Elementen preisgegeben sahen, that Graf Berkany seinen letzten Zug auf dem Schachbrett und gewann die Partie.

(Forts. folgt.)



Zu unsern Bildern.

Kaiser Friedrichs Schloß in Berlin. Unser Bild auf Seite 41 vergegenwärtigt das schöne Schloß, in welchem der vom Volk wahrhaft geliebte, menschenfreundliche deutsche Kaiser Friedrich heimisch gewesen. Bekanntlich war das tückische, schleichende Leiden, welches den Edlen heimgesucht, weder in der milden Luft „San Remos", noch durch die Kunst der erfahrendsten Aerzte zu bannen gewesen. Mit ritterlichem Mut und getreu seinem Wahlspruch: „Lerne leiden ohne zu klagen!" ertrug er die Qualen seines Leidens, bis ihn, nachdem er Kaiser geworden, der Tod am 15. Juni 1888 zu Potsdam der Erde entriß.



Ernst und Scherz.

Der Schulstaub. Im hygienischen Institut der Universität Leipzig hat Oswald Meyrich einige Untersuchungen über die Menge des Schulzimmerstaubes und dessen Gehalt an entwickelungsfähigen Mikroorganismen angestellt. Er fand, daß die Staubmengen nicht durch den Wind, sondern durch die Schuhe der Schüler in das Gebäude gebracht werden. Letztere Menge gab auf 1 Quadratmeter Bodenfläche 1,07 Gramm für den Tag. Der Staub enthielt mehr als die Hälfte organische Stoffe, bzw. entwicklungsfähige Keime. Die Zahl der in der Luft vorhandenen Keime war vor Beginn des Unterrichts weit geringer als während des Unterrichts. Als Abwehr gegen die durch den Staub hervorgerufenen Belästigungen und Gefahren empfiehlt M.: 1) das Pflastern der Höfe, 2) ein tägliches Auskehren der Schulräume mit feuchtem Sägemehl oder Torfmull, ein tägliches Reinigen der Sitzplätze und Bänke mittelst feuchter Tücher, 4) Auslegen genügend zahlreicher und ausreichend großer Stroh- und Kokosmatten in den Vorräumen und Treppenhäusern, 5) Aufbewahrung der Ueberkleider in den Vorräumen, 6) ein zeitweiliges gründliches Abstäuben der Wand- und Deckenflächen, sowie Scheuern aller Aufenthalts- und Nebenräume im Schulgebäude. In Neubauten dürfte es sich weiter empfehlen, an Stelle der Holzfußböden Linoleumbeschlag zu wählen, damit sie sich behufs der Reinigung leicht fortbewegen lassen, und die Wand- und Deckenflächen abwaschbar zu bekleiden. Derartig hergestellte Räume lassen sich mit geringer Mühe auf feuchtem Wege leicht reinigen, während durch das Kehren stets große Staubmassen zur Aufwirbelung gelangen.

Nicht nötig. Bei einer Galavorstellung erschien der Komponist Spontini mit seinen sämtlichen Orden geschmückt. „Sieh nur, wie Spontini sich mit Orden geschmückt hat," sagte ein Orchestermitglied zu einem andern. „Ja," fuhr der Angeredete fort; „Stern an Stern! und Mozart hatte nicht einen einzigen." „Mozart konnte sie auch entbehren," versetzte Spontini, der die letzten Worte gehört hatte; „er war selber ein Stern!"

Zu was nicht alles ein Volksvertreter gut sein soll! Als das berühmte Mitglied des englischen Unterhauses, Mr. Beach, eines Abends das Theater verließ, wendete die schöne Herzogin von Glocester sich mit ihrem bezauberndsten Lächeln an ihn: „Nicht wahr, Sie sind Mr. Beach?" „Ganz recht, verehrte Dame, womit kann ich Ihnen dienen?" — „Ach, ich weiß nicht, wo mein Kutscher hält; Sie sind öffentlich zu sprechen gewohnt; würden Sie nicht vielleicht die Gewogenheit haben, einmal laut nach ihm zu rufen?"

Künstlereitelkeit. Als einst der gefeierte französische Solotänzer Vestris am königlich-preußischen Hofe sehr ansehnliche Bezahlung für seine Kunstleistungen erhielt, prahlte er: „Es giebt nur eine Gott, eine Könik von Preuß, und eine Vestris!"



„Du hast Dir ja einen Unteroffizier als Schatz angeschafft?"
„Aber ich bitte Dich! Ich bin jetzt im Hause eines Geheimen Kommerzienrats und da ist doch mein früherer Gefreiter nicht mehr standesgemäß."

Richtige Empfindung. „Ist es Ihr gewöhnliches Leiden, oder etwas Schlimmeres, meine Gnädigste?" — „Aber Herr Doktor, giebt es denn etwas Schlimmeres, als ein gewöhnliches Leiden?!"



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Druckfehlerteufel. (Anzeige.) Einem verehrlichen Publikum diene zur gefälligen Nachricht, daß ich heute ungezogen bin. Meine Wohnung befindet sich jetzt Nockerlgasse 6/I. Mayer, Zahnarzt.

Die Zeichendeutung des Gobrias. Als Darius im sechsten Jahrhundert v. Chr. die Scythen zur Unterwerfung aufforderte, sandten ihm diese wilden Völker statt einer Antwort einen Vogel, einen Maulwurf, einen Frosch und fünf Pfeile. Viele zerbrachen sich vergebens die Köpfe über die Bedeutung dieser rätselhaften Sendung. Gobrias, des Königs Schwiegervater, löste diese rätselhafte Botschaft endlich mit folgender Erklärung: „Perser!" rufen die Scythen durch ihre verschiedenen Zeichen, „wenn Ihr nicht davonfliegt, wie die Vögel, oder Euch in die Sümpfe stürzt, wie die Frösche, oder Euch unter die Erde grabt, wie die Maulwürfe, so werden Euch unsre Pfeile aufreiben."

König Ludwig XVI. von Frankreich machte einst dem Marquis d'Arlandes schmeichelhafte Vorwürfe darüber, daß er sich zuerst der Gefahr ausgesetzt habe, eine Luftreise zu machen, und fragte ihn nach der Ursache einer solchen Kühnheit. „Sire!" versetzte der Offizier, „man hat mir so viele Versprechungen in die Luft gethan, daß ich glaubte, meine Beförderung hänge allein von einer solchen Reise ab."

Englische Früchte. Carraccioli, der neapolitanische Gesandte am Hofe Georg II. pflegte zu sagen, die einzige reife Frucht, die er in England gesehen, wären gebratene Aepfel.

Rätsel.

Zum feinen Mann macht er den Weisen
Und auch den Thor,
Doch sicher wird ihn keiner preisen,
Setzt man ein „Auf" ihm vor.

Ketten-Rätsel. von J. H.

Aus folgenden 13 Silben:

Berg, Bruch, Burg, Heim, Mann, Rat, Schluss, Spiel, Stadt, Stein, Stück, Wort, Zahl

sollen 13 zweisilbige Wörter derart gebildet werden, daß die Endsilbe des einen Wortes zugleich die Anfangssilbe des folgenden Wortes ist und die letzte Silbe wiederum der ersten sich anschließt.

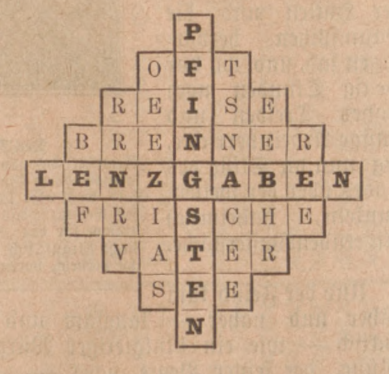
Wortspielrätsel.

Drei Worte nenn ich Euch inhaltsschwer,
Die sämtlich ein Teil nur enthalten:
Das erste begehrt ein jeder sehr
Und sucht es stets fest sich zu halten.
Das zweite ein Wort, das alle verdrießt
Vom ersten immer das dritte ist.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Scherz-Kreuz-Aufgabe:



der rätselhaften Inschrift: **Es ist, ob ich mich noch so quäle, nit rein. Wie dumm;** des Buchstaben-Rätsels: **Lokal, Pokal, Vokal;** der dreisilbigen Scharade: **Schachtelhalm.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann,** Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.